

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 19

Artikel: Angeklagter schweigt [Fortsetzung]
Autor: Richter, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ungeflagter schweigt

ROMAN VON KURT RICHTER

8. Fortsetzung

Leixner fühlte einen dumpfen Haß in sich aufsteigen gegen diesen Stauff, der ihn wie einen dummen Jungen abkanzelte; gleichzeitig regte sich etwas wie Triumph in ihm. Er hatte nun endgültig das letzte Wort. Er hörte Stauff heftig schnaufen, und das tat ihm wohl. Er kam sich wie ein Toreador in der Arena vor, auf den alle Augen gerichtet sind. Der Stier war schnaubend ins rote Tuch gerannt, und jetzt handelte es sich nur noch um einen eleganten tödlichen Stoß. Jetzt hieß es, alle seine Kräfte, alle seine Reserven einzusetzen, um richtig zu treffen.

Er zielte, während Rodenberg, dessen Züge von der Sehnsucht nach einem baldigen guten Abschluß belebt waren, flehte:

«Darf ich den Herrn Verteidiger bitten, nur ein kurzes Schlußwort zu sprechen.»

«Meine Herren Geschworenen», Leixner sprach jedes Wort bedachtsam aus. «Wir brauchen nicht alles hinzunehmen, was die sogenannte Autorität des Herrn Staatsanwalt deckt.

Ein Angeklagter darf nicht verurteilt werden, damit ein Exempel an ihm statuiert wird. Auch der Herr Staatsanwalt ist verpflichtet, sich an das Gesetz zu halten, und das Gesetz billigt dem Angeklagten das Schweigerecht zu. Ich kann ohne Ueberhebung sagen, daß ich ganz objektiv, Stück für Stück die Beweise für die Unschuld des Angeklagten Hans Hellmann zusammengetragen habe. Da gibt es keine Lücke.

Aber sehen Sie sich bitte einmal die Beweisführung des Herrn Staatsanwalt an. Er glaubt ja heute noch, daß es dort keinen zweiten Revolver gegeben hat, er glaubt ja heute noch, daß der Schuß, der Guhrig getötet hat, von dem Browning herrührt, trotzdem die ganze wissenschaftliche Welt festgestellt hat, daß es einfach unmöglich ist.

Das ist die Beweisführung des Herrn Staatsanwaltes. Sie basiert auf Tatsachen, die nicht existieren.

Meine Herren Geschworenen, das ist alles, was ich noch zu sagen hatte.»

Leixner hörte Bravorufe und Getrappel, er sah, wie Rodenbergs kleine Hand freudig zur Glocke griff, um den Schluß der Verhandlung zu verkünden.

Er schritt seinem Sitz zu.

Er fühlte, daß er mit Anspannung aller seiner Kräfte gesiegt hatte. Leixner war glücklich. Er war erschöpft, aber glücklich. Es rauschte in seinen Ohren. Er saß wie betäubt, wohligh betäubt da.

Aber warum war es denn plötzlich ganz still rings um ihn herum? Warum hörte er mit einem Male gar nichts, nicht einmal das Schnaufen des Staatsanwaltes?

Ihm war zumute, als ob etwas Feindliches auf ihn zukäme. Aber, das war doch die Stimme des Staatsanwaltes, eines Mannes, der längst von der Bühne abgetreten sein sollte.

«Herr Präsident, ich bitte an den Herrn Verteidiger nur noch eine ganz kurze sachliche Frage stellen zu dürfen.»

Stauff sagte es mit eisiger Ruhe. Leixner lief es kalt über den Rücken. Er hatte das Gefühl, daß er irgend eine Dummheit gemacht haben mußte, er hatte das Gefühl, daß ihm der Staatsanwalt irgendwohin einen Stich versetzen würde, gegen den er sich nicht wehren konnte.

«Bitte, Herr Staatsanwalt», sagte Rodenberg zögernd.

«Herr Verteidiger, da Sie nach Ihrer Ueberzeugung einen lückenlosen Beweis für die Unschuld des Angeklagten durchgeführt haben und auch vollständig davon überzeugt sind, daß sich Guhrig mit einem andern Revolver das Leben genommen hat und Hellmann seinen Browning nur so hinglegt hat, ohne zu schießen und natürlich doch auch ohne schießen zu wollen, möchte ich Sie fragen: Woher kommt es, daß in dem Laufe des Brownings in mikroskopisch absolut einwandfreier Weise Spuren eines ganz frischen Schusses festgestellt werden konnten?»

Leixner war perplex. Auf diese Frage war er nicht gefaßt. Er hatte diesen unerklärten Rest mit einer dieser billigen Zeitungserklärungen innerlich abgeschoben, um

so mehr, als ja dieser Umstand zu den erledigten Beweismitteln des Staatsanwaltes gehörte, die These von der Existenz nur eines Revolvers zu stützen. Es war ein verstaubtes Beweismittel aus der Rumpelkammer des Staatsanwaltes. In den letzten zwei Tagen waren ja zu allem Ueberfluß die histologischen Präparate sogar noch von einigen ausländischen Fachleuten interessenshalber nachgeprüft worden, und es wurde — wie jedermann in Herburg wußte — von allen ohne Ausnahme erklärt, es wäre einfach unmöglich, Rubeks Nachweis anzuzweifeln.

Es wurde später behauptet, Stauff, der alte Fuchs, hätte den Trumpf absichtlich unter den Tisch fallen lassen, um ihn erst dann unvermutet aufzuheben, nachdem sich Leixner auf seine lückenlose Beweisführung festgelegt hatte. Es war aber einfach so, daß dieser kleine Trumpf für die Anklagerede gar keine Stichkraft mehr hatte, plötzlich aber durch den Angriff Leixners dem Staatsanwalt als entscheidende Schlußkarte geradezu in die Hand gedrückt wurde.

Leixner fühlte sich wie gelähmt; es war wie ein Alprdruck, es war wie einer jener Angstträume, wo man ganz nackt mitten im Ballsaal steht, und tausend Augenpaare auf einen starren. Sein Gehirn arbeitete krampfhaft, aber an der unrichtigen Stelle; es registrierte überdeutlich, daß sich unter der polierten Wangenhaut Stauffs eine Unzahl kleine blaurote Aederchen befanden, er konstatierte, daß Stauff sicher einmal an Schlagfluß zugrunde gehen würde. Dabei wiederholte er sich, daß dieser kleine Umstand mit den Pulverspuren ja einige Male schon ganz gut in der Zeitung erklärt worden war, und daß er ja selbst ganz genau darüber Bescheid wußte, aber es wollte ihm nicht einfallen.

Ihm war, als ob dieser Alprdruck jahrelang dauere, es waren aber nur ein paar Sekunden. Kleine Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn. Endlich preßte er mühsam hervor:

«Ja... aber... vielleicht hat er den Revolver vorher ausprobiert...»

Stauff antwortete prompt:

«Ich danke sehr für die Aufklärung. Mehr wollte ich nicht wissen.»

Der Präsident fragte, ob Leixner noch etwas beifügen wolle. Dieser erklärte sichtlich verwirrt, er hoffe auf ein gerechtes Urteil der Geschworenen und hoffe, daß sie sich von niemandem ungünstig beeinflussen lassen würden. Er verweise noch einmal auf seine Verteidigungsrede, in welcher alles dargelegt sei.

Es wurde nachher besonders in Juristenkreisen erörtert, was denn Leixner eigentlich hätte antworten sollen.

Man fand schließlich, das Beste wäre gewesen, die Frage dem Staatsanwalt wieder zurückzuschieben, etwa mit den Worten: Es ist nun einmal einwandfrei festgestellt, daß der Schuß mit einem andern Revolver erfolgt sein muß, nun antworten Sie doch bitte einmal, Herr Staatsanwalt, auf die gleiche Frage: Wo kamen die frischen Schußspuren im Laufe des Brownings her? — Darauf, erwiderte man, hätte aber der Staatsanwalt antworten können: Aber ich glaube doch nur an einen Revolver. Jetzt erst glaubte man zu verstehen, warum Stauff so eigensinnig wie ein Maulesel an seiner Theorie Rubek und der ganzen Welt gegenüber festgehalten hatte.

Doch das waren Erwägungen, die sich erst später deutlicher abzeichneten. Augenblicklich herrschte, wenigstens im Publikum, ein sichtsliches Durcheinander.

Nach ein paar Minuten griff der Präsident zur Glocke.

«Meine Herren Geschworenen. Der Gerichtshof hat im Einverständnis mit dem Herrn Staatsanwalt und dem Herrn Verteidiger beschlossen, folgende Fragen an Sie zu richten:

1. Halten Sie den Angeklagten Hans Hellmann für schuldig, Otto Guhrig vorsätzlich getötet, somit im Sinne des Paragraphen 578 des Strafgesetzbuches ermordet zu haben?

2. Im Falle der Verneinung der Frage Nr. 1: Halten Sie den Angeklagten Hans Hellmann der nicht vorsätzlichen

Tötung, also des Totschlages im Sinne des Paragraphen 579 des Strafgesetzbuches an Otto Guhrig für schuldig?»

Die Geschworenen zogen sich zurück und liefen den Gerichtssaal in einem Zustand fieberhaft schwanzender Erregung zurück.

Nach knapp einer halben Stunde erschienen sie und ihr Vorsitzender verlas mit lauter Stimme:

«Wir halten mit 13 gegen 6 Stimmen den Angeklagten für schuldig, Otto Guhrig vorsätzlich getötet zu haben.»

Es folgte eine kurze Urteilsbegründung die sich an Stauffs Auffassung eng angeschlossen.

Man erfuhr nachher, daß trotz Einspruchs der juristischen Beisitzer die meisten ohne weiteres der Ansicht beipflichtet hatten, daß der Schuß mit dem Browning abgegeben worden sei. Es blieb ganz still im Gerichtssaal.

Ein allgemeines Unbehagen breitete sich aus. Man sah sich gegenseitig an und blickte zum Angeklagten hin und verstand nicht, warum er so ruhig aussah, nicht starr, nein, ruhig.

Leixner startete die Geschworenen verständnislos an, aber auch Stauff sah nachdenklich drein.

Ein heftiges Flüstern ging durch den Saal.

Bald nachher wurde das Strafmaß verkündet: zwanzig Jahre Zuchthaus.

Hellmann erklärte sofort, daß er gegen das Urteil keine Berufung einlege. Damit war die Sitzung zu Ende.

Die beiden Polizisten holten Hellmann ab. Es sah wieder so aus, als ob er die beiden hinausführe.

Es schien das Schicksal dieses Prozesses zu sein, keine Entladung zu bringen. Niemand war richtig befriedigt; und merkwürdigerweise hatte vor allem dieses kleine ungeklärte Detail mit den Pulverspuren dieses Unbehagen hervorgerufen.

Mit einem Male fragte sich alle Welt, woher es denn kam, daß man über diesen Punkt so leichtsinnig hinweggehen konnte.

Man stellte darüber, über das drakonische Strafmaß und über das unerschütterliche Schweigen des Angeklagten in der Landespresse noch zwei Tage lang Betrachtungen an, in den Zeitungen von Herburg sogar noch bis zum Schluß der Woche.

Dann verschwand der ganze Prozeß und mit ihm der Name Hans Hellmann von der Tagesordnung der Öffentlichkeit.

XV.

Hellmann wurde ins Landesgefängnis gebracht, in eine kleine, dunkle Zelle. Er mußte sofort seine Kleider ablegen.

Während er sich den gestreiften Sträflingskittel anzog, der sich wie ein hartes Pyjama anfühlte, fiel sein Blick auf den vor Schmutz starrenden Strohsack.

Er bat den Gefängniswärter um eine neue Matratze, er würde gerne alles bezahlen. Aber der Wächter fuhr ihn grob an. Es sah fast so aus, als ob er es auf Befehl täte. Was sich eigentlich der Herr Sträfling einbilde, ob er in einem Luxushotel wohne? Jetzt bekomme er gleich einen Eimer Wasser, und jetzt solle er erst einmal gründlich die Zelle putzen. Und wenn er nicht seine freche Schnauze halte, dann könne er auf der harten Holzpritsche schlafen.

«Das wäre mir sogar noch lieber», bemerkte Hellmann, worauf der Wärter schrie:

«So, na schön, da wird ja der feine Herr schon was erleben.» Er riß den Strohsack von der Lagerstätte und schleppte ihn mitsamt den Kleidern hinaus; gleich nachher setzte er einen Wassereimer mit einem Bums auf den Zementboden und legte eine Konservenbinde mit Schmierseife und einen Lumpen dazu.

Hellmann machte sich sofort daran, die Holzpritsche von oben bis unten abzureiben und nachher auch den Fußboden zu waschen. Es machte ihm direkt Freude, eine nützliche Arbeit verrichten zu können. Er nahm sich vor, morgen die Wände zu waschen und überhaupt täglich eine halbe Stunde gründlich zu putzen.

Am Abend legte er sich hin. Die Pritsche war aus Tannenholz und hatte alterhand Ritzen und Buckeln.

(Fortsetzung Seite 552)

Hellmann war eine Prinzessin auf der Erbse. Sein Körper fühlte selbst in seinem weichen Bett zu Hause jede Falte. Jetzt hatte er nur eine dünne Baumwolldecke, die er bald als Unterlage, bald als Kopfkissen benützte. Aber er konnte nicht schlafen.

Er mußte daran denken, wie er im letzten Sommer mit Freunden in einer Sennhütte in Tirol auf etwas Streu gelegen und auch nicht geschlafen hatte. Er erinnerte sich, daß er trotzdem um drei Uhr morgens frisch und ausgeruht aufgestanden war. Sie wollten das Erzhorn besteigen. Die Sterne waren im Westen noch gut sichtbar, und auf der andern Seite wuchsen die Berge in atemloser Andacht ins Morgendämmerlicht hinein. Oh, es war schön!

Und doch, er wollte auf keinen Fall mit damals tauschen. Es war so wunderbar, Tanja in Sicherheit zu wissen. Hellmann wälzte sich vorsichtig von der Seite auf den Rücken, bildete aus seinen verschränkten Händen ein Kissen und sah lächelnd in die Dunkelheit.

Am nächsten Morgen kam Leixner. Er war in denkbar schlechter Laune. Er nahm nicht einmal seinen Hut ab, sondern fuhr Hellmann gleich an:

«Das war einfach blödsinnig von Ihnen, die Berufung gleich abzulehnen. Und jetzt», er sah sich mit Ekel um, «na ja, das haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Ich bin nur hergekommen, um Sie noch einmal zu fragen: Wollen Sie endlich mit der Sprache herausrücken oder nicht?»

Hellmann lächelte. Er ärgerte sich über Leixners unverschämten Ton, aber er lächelte.

Leixner wurde wütend.

«Hören Sie, es ist Ihre letzte Chance für eine Wiederaufnahme des Verfahrens. Wollen Sie? Ja oder nein?»

«Nein!»

«Idiot!» Leixner ging, ohne Hellmann auch nur eines Blicks zu würdigen, hinaus. Die Tür wurde von außen zugerasselt.

Die neue Zelle war lange nicht so geräumig wie die alte und hatte auch keine Sonne, das heißt, die Sonne kam schon irgendwie herein und malte ihre Kringel auf die obere Hälfte der Wand, aber nur am frühen Morgen. Sie stach durch das hochgelegene kleine Fensterchen, das mit schweren Kreuz- und Querstäben vergittert war.

Hellmann erfand sich ein neues Training dazu, das er in das Repertoire seiner morgendlichen Luftbadgymnastik aufnahm.

Er sprang mit einem Satz hinaus, packte die unterste Querstange und kletterte im Klimmzug das Gitter hinauf, wo er sich von der Sonne bestrahlen ließ, indem er sich wie am Bratspieß nach allen Seiten drehte und dabei seine Atemübungen machte. Er hatte die unklare Vorstellung, daß es Tanja zu Ehren geschehe.

Er hielt jeden Tag etwas länger aus; er blieb immer solange oben, bis er kaum mehr konnte, oder bis er den Schritt des Wärters hörte; dann sprang er hinunter, indem er in die tiefe Kniebeuge ging. Er turnte am Morgen immer eine Stunde lang, ebenso am Nachmittag, wo er einen längeren Dauerlauf am Platz einschaltete.

Mit seiner Pritsche hatte er sich bald abgefunden. In der zweiten Nacht ging es schon besser, und in der dritten, wo sein Körper die Unterlage wie eine Reliefkarte genau auswendig kannte, schlief er, abwechselnd auf dem Bauch und auf dem Rücken liegend, ausgezeichnet.

Täglich von eins bis halb zwei wurde er in den Gefängnishof geführt, wo er mit vierzehn Häftlingen herumgeführt wurde, immer einer hinter dem andern, im Gänsemarsch.

In den vergitterten Fenstern ringsum sah er da und dort einen Kopf aufhüpfen; und die hüpfenden Köpfe riefen allerhand: Schwein! Dreck! Aas! und noch viel saftigere Namen; es waren keine Worte, es waren Schreie. Er hörte auch manchmal lachen, aber es war kein Lachen, es waren Lacher.

Die Sonne stand am Zenith und warf auf die heißen Zementplatten unförmige Schattenklumpen, die wie graue Riesenschildkröten eilig im Kreise herumliefen. Das Ganze hatte etwas Gespenstisches.

Hellmann war immer froh, wenn er wieder in seiner Zelle angelangt war.

Nach zwei Wochen stand mit einem Male Stauff in der Zelle. Er war sichtlich verblüfft darüber, wie unglaublich gesund und wohlgenut Hellmann aussah, und wie freundlich er schwiag. Stauff hatte ganz etwas anderes erwartet. Er zog schnell ab.

An diesem Tage ging Stauff nicht nur nachdenklich, sondern aufs höchste gereizt umher. Er schnauzte seinen jüngsten an, weil er zu spät zum Mittagessen kam, und als der «Herr Obersekundaner» noch frech wurde, haute er ihm eine Ohrfeige herunter, daß es nur so schallte.

So etwas war seit Jahren nicht mehr passiert. Die ganze Familie war fassungslos.

Drittes Buch.

I.

Eines Tages — es war an einem warmen Augustnachmittag — hörte Hellmann auf den Steinfliesen draußen einen Doppelschritt und ein Schlüsselrasseln dazu. Nein, das war nicht der gewöhnliche Schritt der beiden Wächter, es war auch eine ganz ungewöhnliche Zeit. Er erschrak. Die Tür wurde aufgesperrt.

Kranke Mutter

Von Hans Lange

Wer eine kranke Mutter hat,
dem ist kein weiter Weg zu weit;
der eilt zur fernsten Lagerstatt,
wo sie, mit Händen welk und matt,
von leisen Schwestern mild betreut,
vom Leben müd, vom Lieben satt,
die warme Decke streichelt glatt,
zu nahem Sterben fromm bereit ...

Der Heilstatt Tore klaffen weit.
Wir stehn vor lauter fremden Schwellen,
die, wenn auch widerschererfreut,
doch jeder zu betreten scheut ...
Wie wir uns alle zag verstellen,
wir, die wir lächelnd und zerstreut,
doch dumpf von Ahnungsweh umdräut,
der kranken Mutter uns gesellen ...

Behutsam um ihr Bett gereiht,
sehn wir verkümmert in den Garten.

Verloren stehn wir da und warten,
indes die völlergerückte Zeit
vom Tag fällt wie ein welkes Blatt
und auch der Mutter, der bejahrten,
vom-Blick, den naher Tod verleiht.
Schon sind wir, die um sie Gescharten,
und wer sonst hier gegessen hat,
ihr dämmernde Vergangenheit.

O Mutter, meines Dascins Stamm —
in mir, dem kindlich dir Gepaarten,
welkt nun dein Nährstrom. Mich Gelahrten,
so hoch auch schwoll mein Wissenskamm,
mich dürstet nach dem mutterzarten
Urquell gleich einem trocknen Schwamm!
O Mutter, wie bin ich allein,
als stünd' ich hirteloses Lamm
an meines Schäfers Totenschrein!
Du meiner Seele Urgestein,
wie ragtest du, vor allen harten
Gefahren schützend wie ein Damm,
in meiner Tage trüben Schlamm
gleich einem Götterbild hinein!

Jetzt bröckelt dein vergreistes Gen
wie dort das starre Laub im Garten.
Und wie dies Laub in düst'ren Reih'n
den Stamm umregnet, den bejahrten,
so muß ich jetzt die scheu gesparten,
verkrampten Tränen auf dich streu'n ...

Es klopfte. Warum klopfte es? Die Tür war doch nicht zugesperrt.

Es klopfte noch einmal.

«Ja ... was ist ...?»

Stauff trat herein, allein. Der Wächter schloß hinter ihm die Tür.

Stauff trat auf Hellmann zu und reichte ihm die Hand. Hellmann durchzuckte ein freudiger Schreck. Er wußte einen Moment lang nicht, was er mit der Hand machen sollte. Dann griff er danach. Die Hand war warm und breit und fühlte sich ein wenig seifig an.

Die behäbige, wohlgepflegte Erscheinung Stauffs hatte in dieser Sekunde — Hellmann mußte später oft daran zurückdenken — etwas übertrieben Leibhaftiges, das in geradezu überwältigender Weise Ordnung, gleichzeitig aber auch schützende Väterlichkeit ausstrahlte.

«Herr Hellmann, Fräulein Markow hat ein umfassendes Geständnis abgelegt.»

«Frau Markow ist heute begraben worden.»

«Nein—n!» Hellmann atmete das Nein tief aus. «Wie geht es ihr?» flüsterte er.

«Sie ist gefaßt ... Warten Sie. Zuerst, damit ich es nicht vergesse. Sie hat mich gebeten, Ihnen folgendes

auszurichten: Sagen Sie Hellmann», Stauff dachte einen Augenblick nach, «sagen Sie Hellmann, er hat meiner Mutter und mir eine heilige Zeit geschenkt.» Stauff sprach diese Worte mit einer fast zarten Behutsamkeit aus. Er räusperte sich.

«Wo ist sie jetzt?»

«Im Untersuchungsgefängnis.»

«Aber, sie ist doch unschuldig ... Es war doch Notwehr!» fuhr Hellmann auf.

«Vergessen Sie nicht», sagte Stauff ernst, «es handelt sich um ein Menschenleben ...»

«Aber, es ist doch unmöglich, daß sie verurteilt wird!»

«Darüber werden die Geschworenen entscheiden. Selbstverständlich wird man keinen Milderungsgrund vergessen. Uebrigens, wissen Sie, was sie mir sagte? — Das Einzige, was mir helfen kann, ist, daß ich bestraft werde. Und ich bin der Ueberzeugung, daß wir ihr gar keine größere Wohltat erweisen können, als sie eine Zeitlang sich selbst zu überlassen.»

«Hat ihre Mutter sehr gelitten?»

«Ja, es scheint, sie hat es schwer gehabt.»

«Nein», sagte Hellmann plötzlich erregt, «nein, man darf sie nicht allein lassen.»

«Glauben Sie mir, momentan kann sie nicht besser aufgehoben sein als gerade so. Ich habe ihr übrigens ein besseres Zimmer geben lassen. Wollen Sie sie sehen?»

«Sie sehen?» fragte Hellmann ganz erschrocken. «Nein, ich möchte sie nicht sehen, bevor sie mich ruft, aber ... ich werde ihr ein paar Zeilen schreiben, wenn ich darf.»

«Selbstverständlich dürfen Sie. Aber hören Sie. Jetzt handelt es sich um Sie ... Wenn Sie mir alles bestätigen, was mir Fräulein Markow erzählt hat, kann ich Sie nach Einholung der Zustimmung von Seite der Gerichtshofmitglieder bis zur Verhandlung provisorisch auf freien Fuß setzen.»

«Nein, nein», sagte Hellmann heftig abwehrend, «nein, ich möchte jetzt nicht freigelassen werden. Sie werden es nicht verstehen, aber ...», er verstummte plötzlich.

«Doch, doch», sagte Stauff beruhigend, «sprechen Sie nur.»

«Ich gehe nicht eher, als bis sie sich ... nein, ich werde ihr alles schreiben.»

«Hören Sie. Es wird ja doch noch einige Zeit brauchen, bis ich alle Gerichtshofmitglieder zusammengelassen habe. Sie wissen, wir haben ja noch bis Ende August Gerichtsferien, da sind die meisten noch unterwegs. Und dann ... wollen wir sehen. Bleiben Sie ruhig im Untersuchungsgefängnis, nur nehme ich Sie für alle Fälle gleich weg von hier ...»

«Aber ich möchte niemand von diesen Zeitungseuleuten sehen, besonders aber nicht diesen ... Dr. Leixner.»

«Nein, das brauchen Sie absolut nicht», sagte Stauff eifrig. «Ich werde Ihnen alle diese Leute vom Hals halten, verlassen Sie sich auf mich. Also wie gesagt, bleiben Sie ruhig dort, bis Sie ... bis Fräulein Markow so weit ist. Aber hören Sie jetzt vor allem eines. Es läßt mir keine Ruhe. Das Einzige, was mir noch unklar ist: Woher kommen diese frischen Pulverspuren in Ihren Browning?»

Hellmann erzählte, wie er in den Elmerwald gelaufen und dort den Schuß losgedrückt hatte.

Stauff schlug sich mit der Hand auf die Stirn.

«Das ist doch wirklich ...» er schüttelte seinen Kopf. «Wissen Sie, es gibt Dinge, die sind so einfach zu erklären, daß es unser sogenannter kriminalistischer Scharfblick unter seiner Würde hält, sie anzunehmen. Und sogar die Fingerspuren haben Sie noch auf den Kaminsims geklebt. Ta! ...» er schüttelte noch einmal ärgerlich seinen Kopf. «Ich muß gestehen, daß ich ...»

«Aber Sie konnten doch nicht ...»

«Na, lassen wir das. Reden wir nicht mehr davon. Für Fräulein Markow war es jedenfalls am besten so, und für Sie ...» er lächelte unmerklich und räusperte sich.

Hellmann rückte ihm verwirrt den Stuhl hin.

«Wollen Sie bitte Platz nehmen, Herr Staatsanwalt ...»

«Sie sind wohl nicht bei Trost. Hier sollen wir uns hinsetzen? Nein, kommen Sie jetzt gleich ...» er machte die Tür auf. Der Wächter prallte mit den Schlüssel raselnd zurück.

«Holen Sie sofort die Zivilkleidung von Nr. 179. Wir fahren mit dem Auto ins Untersuchungsgefängnis ... Nein. Begleitung brauchen wir keine.»

II.

Es waren zwei Wochen vergangen, bis es Tanja über sich brachte, Hellmann durch Stauff um einen Besuch zu bitten.

Sie ging unruhig auf und ab. Hellmann mußte jeden Augenblick eintreten.

Es klopfte. Sie schrak zusammen.

Die Tür öffnete sich.

«Hellmann», sagte sie mit weicher Stimme, stockte einen Augenblick und ging lebhaft auf ihn zu.

«Tanja», es klang ganz heiser. In seinen Augen lag grenzenlose Hingabe. Er beugte sich rasch über ihre Hand. In dem Augenblick aber, wo seine Lippen ihren Handrücken berührten, zuckte sie zurück. Ihre Stirnfalten zogen sich schmerzlich, ja fast drohend zusammen.

«Nehmen Sie, bitte, Platz.» Tanja ließ sich in den alten Polstersessel sinken. — Hellmann atmete schwer.

«Bitte», sagte sie mühsam, «bitte, sprechen Sie von etwas anderem.»



Ein Vorbild

Photo Senn

«Ursula von Burgund» und ihre sechs Welpen, eine prächtige Neufundländer-Familie aus dem Berner Rathauszwinger, Züchter H. Oesch. «Ursula von Burgund» diente dem Schöpfer des Plakates für die große Internationale Hundausstellung in Bern vom 14./15. Mai als Modell. «Ursula de Bourgogne» qui posa pour l'affiche de l'Exposition canine internationale de Berne (14/15 mai) et ses six rejetons. Ces magnifiques terre-neuve sont des produits du chenil de M. H. Oesch à Berne.

Sie blickte neben sich auf den gebohten Boden, wo sich ein heller Fleck befand. Hellmann sah angestrengt auf die gleiche Stelle hin. Dann räusperte er sich und sagte mit erleichterter Stimme:

«Rosner soll nach Tübingen gehen mitsamt der ganzen Stiftung. Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben.»

«Seit drei Monaten ich habe nichts gehört. Und wenn ... ich habe es vergessen.»

«Und... Frau Burkmayer hat wieder einen psychologischen Salon eröffnet... in Berlin.» Hellmann versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen. «Sie hat jetzt eine neue Theorie: Es gibt überhaupt keine Psychologie.»

«Es gibt überhaupt keine...?» fragte Tanja zerstreut. Es arbeitete sichtlich in ihr.

«Ja, sie sagt, alles ist nur Einfluß der Sterne. Sie hat jetzt ein Seminar für Charakterkunde auf astrologischer Grundlage. Sie hat auch schon wieder einen Spitznamen: Horoskopion.»

«Horo—sk...?» Tanjas Hand fuhr erschrocken in die Höhe. «Nein... nicht, sprechen Sie nicht davon... Was wissen Sie anderes?» fragte sie krampfhaft.

«Fräulein Schreiber soll es besser gehen.»

«Oh, es freut mich so», rief Tanja.

«Ich glaube, sie hat endlich eingesehen, daß sie keine Schuld haben kann, einerlei, was auch immer passiert ist. Die Eltern scheinen jetzt alles viel tragischer zu nehmen als sie selbst. Sie wollen sie ganz in der Schweiz lassen und später ganz hinübersiedeln. Das hat mir alles Stauff erzählt...» Hellmann machte eine Pause, dann sagte er unvermittelt:

«Tanja, glauben Sie mir», aus seiner Stimme klang warme Ueberzeugung, «es tut mir wirklich so leid, daß nicht ich... ihn erschossen habe, ganz aufrichtig gemeint. Ich hätte Ihnen das so gern abgenommen. Ich verstehe, wie Sie darunter leiden...»

«Leiden? — Deshalb? — Ich leide gar nicht darunter.»

«Oh, wie ich mich freue, daß Sie so tapfer sind.»

«Schweigen Sie! Ich bin nicht tapfer. Ich bin feige. Ich lasse Sie sprechen die ganze Zeit, weil ich bin zu feige...»

«Aber warum denn sprechen?»

«Sie verstehen es nicht.» Sie richtete sich plötzlich in ihrem Lehnstuhl auf. «Ich muß sprechen davon, und

wenn es ist noch so schwer... Ich muß Ihnen alles sagen. ... Zuerst ich muß Ihnen sagen, was Sie haben Gutes getan...»

«Aber nur ich habe Ihnen zu danken», versuchte Hellmann einzuwenden, aber sie hörte gar nicht hin.

«Und dann, was ich habe Böses getan. Was Sie haben Gutes getan, es ist für mich unendlich... Nein, lassen Sie doch... Man kann nicht sagen, es ist hundert Jahre wert, auch nicht eine Million Jahre. Es hat keine Grenze...»

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie es war in diesen Monaten. Manchmal ich habe ja Angst gehabt, daß man erfährt es doch, aber sonst... Es war alles anders, alles war jetzt ganz anders mit mir. Es war, wie wenn ein Fluß fließt nicht mehr herunter, er fließt in den Himmel. Früher ist alles so... zu mir gegangen», Tanja wies mit ihren beiden schmalen Zeigefingern auf sich, «und jetzt war es so», sie breitete ihre Arme weit aus, «dahin — dorthin, überallhin. Von hier, verstehen Sie?» sie deutete noch einmal auf ihre Brust und breitete noch einmal ihre Arme aus.

«Ich habe gegeben, und je mehr ich habe Mama gegeben, je mehr ich habe bekommen. Mama war so glücklich, und das hat mich so glücklich gemacht. Und sie war wieder so glücklich, daß ich war glücklich. Und so ist immer ein Strom gegangen zwischen uns...»

Aber oft, es war auch so schwer. Manchmal ist sie eingeschlafen, und sie hat schlecht geträumt. Und sie hat ganz leise gemurmelt... Haben Sie schon einmal jemand gesehen im Schlaf, wenn er quält sich, und Sie können nicht helfen? Oh, es ist furchtbar. Oft ich konnte sie nicht wecken, weil sonst, sie würde ja stundenlang nicht mehr einschlafen. Und so konnte ich nur bei ihr sitzen, und ich konnte ihr nicht helfen.

Ihre Stirn war dann so zusammengezogen und hat so ein... Plissée gemacht wie ein Vorhang. Und ich habe immer gedacht: Was ist nur hinter diesem Vorhang, was quält dich so, Mamascha, meine liebe, arme?

Vielleicht, o Gott, ich bin es selbst und stehe dort in deinem Kopf und tue dir etwas Böses. Ich habe ihr doch weggetan so oft, und jetzt träumst sie davon, daß ich tue etwas. Man weiß ja, wie furchtbar sind diese Träume.

Oft die Tränen sind ihr gelaufen über die Wange. Oh,

wie ich wollte sie wegwässern, diese heiligen Tränen, aber ich habe dann nur ganz leise gesummt, wie zu einem kleinen Kind. Oft ihre Stirn ist dann glatt geworden. Ich habe dann immer tief geatmet wie nach einer großen Gefahr. Aber manchmal, eine ganz große Angst ist mir gekommen, wenn ich sah ihre Stirn, wie aus Marmor... Ach Mamascha», Tanja kämpfte mit den Tränen, «aber dann, wenn sie aufwachte, oh, wie war es schön, wie ein Wiedersehen nach tausend Jahren.

Dann ich habe mich hingekniet, und ich habe meinen Kopf auf ihre Brust gelehnt, und sie ist mir immer mit der Hand über den Kopf gefahren.

Später, wie sie war immer schwächer, ich habe den Kopf nicht mehr auf sie gelegt, ich war zu schwer. Dann ich habe den Kopf so auf den Betrand gelegt, und ich habe ihre Hand immer so neben mir bei der Wange gehabt... und so...» Tanja brach in Schluchzen aus, «... in dieser Stellung... ist sie dann auch eingeschlafen... für immer.»

«Fräulein Tanja, Sie haben Ihrer Mutter so unendlich viel Liebes getan und haben sie so glücklich gemacht.»

Tanja schüttelte, immer wieder aufschluchzend, heftig den Kopf. Dann trocknete sie rasch ihre Tränen und sagte fast rau:

«Das habe ich Ihnen zu verdanken, aber ich muß Ihnen auch sagen alles andere... einerlei... ich muß es Ihnen sagen... Nein... lassen Sie mich. Sprechen Sie nicht. Nur einen Augenblick.» Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen. «Ich will Ihnen nichts verheimlichen...»

Diesen... Menschen, ich habe ihn bald nachher getroffen, bald nach diesem Ball.

Ich habe ihn in der Vorlesung gesehen... oder nein. Er hat mich gesehen. Er hat mich angesehen mit seinen Glasaugen... nur so einen Moment. Und dann er hat mich nicht mehr gesehen.

Wenn andere Menschen sehen nicht, es ist gar nichts, aber, wenn er nicht sah, er hat mich doch gesehen. Und er ist wie aus Zufall immer gekommen in meine Nähe, und er hat immer mit der Studentin gesprochen neben mir, aber niemals mit mir. Und alles, was er hat gesprochen, es hat einen so furchtbaren Eindruck gemacht auf mich. Es war doch alles so böse. (Schluß folgt)